



Gratisbeilage zur „Heisenheimer Zeitung“.

### Die kleinen Patrioten in Uebersee.

Sind da zwei Knirpse, erst kaum sieben Jahr,  
Mit deutschblauen Augen und blondem Haar,  
Den Rangen am Rücken, zur Schule bereit.  
Ich hörte sie reden über Kriegeszeit.  
„Du“, sagte der eine mit ernstem Gesicht,  
„Geburtsstagsfeier gibt's dieses Mal nicht,  
Das Geld für unsere Geburtsstagsgaben

Das sollen die deutschen Krieger haben.“  
„Ja“, sagte der andere ohn' Besinnen,  
„Und schön ist's, daß wir Deutschen gewinnen!“  
Er sagte das mit solch strahlendem Blick  
Seiner blauen Augen voll lachendem Glück,  
Daß mir's wurde im Herzen so eigen warm.  
Ich nahm die Knirpse in meinen Arm

Und streichelte ihnen die blühenden Wangen.  
Dann bin ich beglückt meines Weges gegangen.  
Gott schütz' euch, „Jung-Deutschland in Uebersee“,  
Euer Vaterland trifft jetzt bittres Weh;  
Doch gibt's solcher Patrioten noch mehr,  
Ist's uns nicht bang' um die Zukunftswehr!  
Primer-Rosario, Evang. Gem.-Bl. f. d. La-Plata-Staaten.

### Die Prachtmenschen.

Roman von G. Nießsch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Das ist aber interessant. Sonst hört man immer nur von ehemaligen Droschkenkutschern und dergleichen. Ich freue mich, daß auch ein Angehöriger der gebildeten Kreise den Sprung auf die Bühne nicht gescheut hat. Das wird der ausübenden Kunst und dem Ansehen ihrer Jünger nur förderlich sein.“ — „Ich hoffe, das wird es, Elenore.“ Hans Joachim

sein Gesicht verbergen: „Fräulein Steinau ist auch erst seit ungefähr anderthalb Jahren an unserer Oper. Sie ist direkt vom hiesigen Konservatorium zu uns gekommen. Kritik und Publikum loben sie einstimmig, doch Ihr werdet ja selbst hören und urteilen.“

Hilde wollte noch etwas fragen, doch die Oubertüre begann. Während der Pause verließen die Prachtischen Herrschaften

ihre Loge, um sich ein wenig zu ergehen.

Kaum waren sie in den breiten, mit roten Teppichen belegten Garderobenraum getreten, als ein schlanker, elegant gekleideter Herr von vielleicht 26 Jahren auf Hans Joachim zueilte:

„Freund, darf ich Dich befragen und Wissens Sorge tragen, woher Du kamst der Fahrt? Servus, Hans Joachim. Ah, bitte um Verzeihung, Du bist nicht allein?“



Einschiffung ausgehobener Mannschaften im Hafen von Konstantinopel.

Das Kriegsschiff im Hintergrund ist der Kreuzer „Midilli“, der sich bei den Kämpfen im Schwarzen Meer wiederholt ausgezeichnet hat.



der Vertraulichkeit, die Hand und stellte ihn dann seiner Familie vor: „Herr von Serfowik, Oberleutnant bei den Gardereitern. Ein alter, lieber Kamerad aus meiner Landsknechtsperiode.“ Serfowik, dessen hübsches, offenes, gelundes Gesicht mit den klaren blauen Augen sofort für sich einnahm, wandte sich lebhaft an die jungen Damen: „Ich bitte meine Frage nicht als müßige Neugier zu deuten: Sind die Damen mit Herrn Oberst

König Konstantin von Griechenland.

„Daß die Damen fremd sind, weiß ich längst, gnädiges Fräulein. Solche Gesichter wären mir unbedingt aufgefallen. Aber wollen die Herrschaften nicht lieber im Foyer promenieren? Man sieht und wird gesehen.“

„Sachsens vormaliger gelehrter Herrscher, gnädiges Fräulein, König Anton, der ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt war und sich besonders gern mit Musik und genealogischen Studien beschäftigte.“

Elenore bejahte. Hans Joachim und der jüngste Bracht schlossen sich ebenfalls an.

War es so undenkbar, daß er die schöne Nichte wirklich festsetzte? Frau Bracht zog es daher vor, mit ihrem Manne auf dem Balkon zu bleiben, damit dieser, ahnungslos und un-

Serkowitz verlor sich gewandt, an Elenores Seite zu kommen, doch die beiden Prachts hatten ihre Arme unter die der Rusine geschoben. Hans Joachim hatte es unbewußt gethan, der jüngere wollte sich mit seiner bildschönen Rusine zeigen. Elenore erregte Aufsehen, und mancher bewundernde Blick folgte ihr. Hans Willibald hatte einige Schulkameraden im Theater entdeckt, die sollten ihn Arm in Arm mit dem schönen Mädchen sehen. So mußte Serkowitz sich der jüngeren Schwester widmen; dafür hatte er die Freude, die edle Kopfform und die reinen Linien des Nackens bei Elenore bewundern zu können. Während Elenore und Hans Joachim über die Musik sprachen, wandte Hilke sich an den jungen Offizier: „Machen Sie mich ein wenig mit der Gesellschaft bekannt, Herr von Serkowitz. Wenn ich im Theater bin, treibe ich gern Medisance. Erschrecken Sie nicht, nur in mäßigen Dosen und ohne wirkliche Bosheit.“

„Danke für das Kompliment, Herr Oberleutnant. Und

Das Periskop der Unterseebote. Nach englischer Darstellung.  
Das Periskop ist das sogen. Sehrohr, mit dem der Führer des Unterseebootes bei der Fahrt unter Wasser die Oberfläche des Wassers überschaut und das Vorhandensein feindlicher Schiffe feststellen kann.

„Sie ist die Gattin von Lord Cromer, eine Bierde unserer Fremdenkolonie. Ebenso klug als schön.“



der sich vor einiger Zeit in Dresden niedergelassen hat. Eine sterbliche, hübsche Brünette mit den lebhaften Bewegungen ist eine Südamerikanerin, Witwe, Besitzerin einiger Dugend großer Plantagen. Der interessante Herr hinter ihr ist ein reicher, ungarischer Edelmann.

„Sehen Sie den langen Laban dort, Herr von Serkowitz, — Verzeihung für die etwas burleske Bezeichnung —, mit dem weltchmerzlichen Ausdruck in dem hübschen Kindergeſicht? Die Augen dagegen sind die eines Lebgebildes. Er geht wie ein König inmitten seines jungen weiblichen Hofstaates.“

„Mister Campbell. Erbt dereinst außer achtzig Millionen den Baronettitel des Vaters. Vorzüglicher Tennisspieler, ausgezeichnete Reiter!“

„Sonstige Verdienste?“

„Er war vorsichtig in der Wahl seiner Eltern, gibt den Ton in der Kravattenmode an und trägt ein Monokel.“

„Sie können recht boshaft sein, Herr von Serkowitz. Aber sagen Sie mir: besteht denn die Dresdener „Gesellschaft“ nur aus Fremden? Alles, was ein wenig aus dem Rahmen des Alltäglichen heraustritt, scheint „Fremdenkolonie“ zu sein.“

„Selbst auf die Gefahr hin, in allerhöchste Ungnade zu fallen: Ich kann's nicht ändern; wie Sie gesagt haben, so ist es! Die Dresdener Gesellschaft geht nur ins Theater, wenn etwas ganz Außergewöhnliches los ist, etwa ein Marsbewohner singt oder ein Feuerländer eine neue Oper dirigiert.“

„Sie verstehen gut zu spotten,“ sagte Hilde, gerade als das Signal ertönte. „Schadel!“ fügte sie bedauernd hinzu.

„Ich plauderte auch viel lieber mit Ihnen, als daß ich den edlen Ritter Lohengrin die rührsame Geschichte von seinem Papa Parsival erzählen höre,“ stimmte ihr Serkowitz lebhaft bei. „Sage, Hans Joachim, darf ich die Herrschaften nach dem Theater nicht wiedersehen? Sie soupierten doch gewiß noch in irgend einem besseren Lokal! Darf ich nicht mein Butterbrot in demselben Restaurant verzehren?“

„Wir sind im Leipziger Garten, Serkowitz. Wenn es Dir Spaß macht, komme doch hin. Meine alten Herrschaften wird es gewiß freuen, für die übernehme ich Garantie, und Rusinchen können sich ja selbst äußern.“

„Es wird uns sehr angenehm sein, Herr von Serkowitz.“ Elenore nickte dem Kameraden des Betters freundlich zu.

Hilde hielt dem Wirtenden die Hand hin und schüttelte sie kräftig: „Kommen Sie nur, Sie Spottvogel, und bringen Sie mir eine bessere Meinung von Ihrer Dresdener Gesellschaft bei!“

Bracht hatte telephonisch einen Tisch reservieren und ein gutes Souper bestellen lassen. Für Herrn von Serkowitz, der sich zum unangenehmen Erstaunen Frau Brachts pünktlich einstellte, wurde noch ein Kubert eingeschoben. Der Zufall war ihm günstig. Serkowitz fand zwischen den beiden jungen Damen Platz. Links von Elenore saß Hans Joachim. Ihnen gegenüber hatten sich die beiden alten Brachts mit Hans Willibald niedergelassen, die Plätze blieben frei.

Zu Hildes größtem Aerger wandte sich Serkowitz mehr an die ältere Schwester, trotzdem er eigentlich ihr Tischherr war. Hans Joachim saß recht schweigsam vor seinem Teller, ohne Serkowitz wäre das mit so hochgepannten Erwartungen begrüßte Souper im Leipziger Garten wahrscheinlich langweilig geworden, denn auch Elenore antwortete nur vertraut auf alle Fragen. Während Herr und Frau Bracht sich über die Wahl des Weines besprachen, wandte Serkowitz sich lebhaft an Elenore: „Wie hat Ihnen unser neuer Stern gefallen, gnädige Fräulein? Doch ein vielversprechendes Talent!“

„Ich glaube, Herr von Serkowitz. Mir stockte förmlich der Atem, als der Schwanenritter erschien und mit seiner wundervollen Stimme „Nun sei bedankt mein lieber Schwan“ sang.“

„Mir ging es gerade so, Elenore,“ sagte Hilde lebhaft.

„Sie haben recht, meine Damen, aber diesen Stern meine ich nicht. Ich dachte an unseren neuen weiblichen Star, Fräulein Steinau.“

„Fräulein Steinau?“ Elenore sagte es ganz verträumt. „Sie hat mir außerordentlich gefallen. Wundervolle Stimme, schöne Erscheinung, edles, vornehmeres Spiel. Sie vereinigt alle Vorzüge auf sich. Nur eines ist mir an ihr aufgefallen.“

„Was?“ fragte Hans Joachim hastig, daß Serkowitz ihn ganz erstaunt ansah.

„Aufgefallen ist wohl nicht der rechte Ausdruck. Bei der großen Befragungszene im Brautgemach spielte Fräulein Steinau schlecht, man fühlte förmlich, daß ihr die Elsa in diesem Moment nicht lag. Sie spielte so, als sei ihr die quälendste

„... des jungen Weibes persönlich unangenehm. Die Künstlerin vermochte nicht zu überzeugen, daß sie sogar ihr Herzblut daran setzen würde, um Auskunft auf ihre Frage nach des Gatten Herkunft zu erhalten. Trotzdem das nicht im Sinne der Rolle ist, hat es mir doch gerade gefallen. Ich fühle daraus, daß die anscheinend doch recht junge Künstlerin auch als Weib auf einer sehr hohen Stufe steht.“

Hans Joachim Augen waren förmlich leuchtend auf Elenore gerichtet: „Auf hoher Stufe steht sie auch, Elenore. Fräulein Steinau ist nicht nur eine große Künstlerin, sondern auch ein geistig reich entwickeltes Weib. Nicht wahr, Serkowitz?“

Frau Bracht sah ihren Sohn überrascht an: „Du ereiferst Dich ja förmlich, Hans Joachim. Wegen einer Sängerin! Ich verstehe das nicht. Außerhalb des Theaters ist mir die Person der Elsa-Sängerin absolut gleichgültig. In unsere Gesellschaftssphäre gehört sie nicht, was liegt mir also daran, ob sie besser ist, wie der Ruf der meisten ihrer Kolleginnen!“

„Aber Mama!“ Hans Joachim rief es ganz empört, wurde aber von Serkowitz unterbrochen: „Sagen Sie das nicht, gnädige Frau. Fräulein Steinau steht doch auf einer anderen Stufe, als deren Durchschnittskolleginnen.“ Serkowitz wurde eifrig und winkte Hans Joachim bittend ab, der erregt seiner Mutter antworten wollte: „Ich bitte im vorhinein um Verzeihung, gnädige Frau, daß ich Ihnen widersprechen muß. Ich möchte nur das beweisen, was ich vorhin behauptet habe.“

„Darauf bin ich allerdings neugierig, Herr von Serkowitz. Ich habe nichts, absolut nichts gegen Ihre Sängerin oder deren Kolleginnen, im Gegenteil. Ich erfreue mich ebenso wie Sie und jeder andere Kunstfreund an dem herrlichen Gesang dieser Damen. Aber dafür zahle ich auch meinen Eintritt. Weiter interessieren mich derartige Damen und ihr Privatleben nicht, denn zu unseren Gesellschaftskreisen gehören sie nicht.“

„Fräulein Steinau aber doch, gnädige Frau. Die Dame verkehrt hier tatsächlich in der besten Gesellschaft.“

„Nun ja, man ladet sie zu Dinern und dergleichen ein, um sie singen zu hören. Im gastfreundlichen Hause meiner Eltern verkehrten auch Sänger und Sängerinnen, aber sie wurden nur des Singens wegen eingeladen.“

Bei Fräulein Steinau ist das nicht der Fall. Die Dame verkehrt vollständig gleichberechtigt in unsern besten Familien. Sie singt selten, oder eigentlich nie, wenn sie eingeladen ist. Man ist froh, wenn das geistvolle, fluge Mädchen nur kommt. Bei Riddas und Fernaus, zwei unserer exklusivsten Adelsfamilien, ist Fräulein Steinau wie zu Hause. Uebrigens ist Steinau nur ein angenommener Name, die Dame entstammt selbst einem alten Adelsgeschlecht.“

„Das verstehe ich nicht, Herr von Serkowitz. Meine Anschauungen sind also wohl veraltet. Ich kann sie aber nicht mehr umodeln. Für mich würde Fräulein Steinau, wenn sie auch aus adligem Hause stammt, doch immer die Bühnenkünstlerin sein und bleiben, der ich mein Haus höchstens zum Singen öffnen würde. Selbstverständlich gegen angemessenes Honorar. Daß sie von Adel ist, ändert daran nichts, denn für mich ist der Adel nur noch adlig, wenn er mit einem standesgemäßen Auftreten und adliger Gesinnung verbunden ist. Ich kann nicht glauben, daß beides bei einer Bühnenkünstlerin vorhanden sein soll.“

„Mama, Du —“

„Laß nur, Hans Joachim. Es scheint Dir wohl hart, was ich sage, aber Du weißt besser, als Herr von Serkowitz, wie ich für die Angehörigen der Bretter, die angeblich die Welt bedeuten sollen, empfinde. Diese Empfindung ist älter, wie Du, Hans Joachim, und kann einem mir ganz gleichgültigen Fräulein Steinau zuliebe nicht plötzlich und auf Kommando umgewandelt werden.“

„Ich möchte noch eines anführen, gnädige Frau, was gegen Ihre Theorie und für Fräulein Steinau, richtiger Fräulein von Gerlach sprechen dürfte: Die Künstlerin wird von Herren aus unserer besten Gesellschaft umworben. Sie hat, was notariſch verbürgt ist, erst in allerjüngster Zeit zwei Körbe ausgeleert. Die Bewerber gehören unseren ältesten Adelsgeschlechtern an und sind enorm reich.“

„Dann kann ich nur sagen, daß die beiden Bewerber meinem Gefühl nach es nicht wert sind, diesen ältesten Adelsgeschlechtern anzugehören. Ich bin durch meine Heirat zwar selbst bürgerlich geworden, aber ich fühle trotzdem noch adlig. Das läßt sich nicht so ohne weiteres ablegen. Ich meine, gerade jetzt, wo der Adel so vielfachen Anfeindungen ausgesetzt ist, sollte er erst recht zusammen und seinen Schild rein halten. Mit Bühnenkünstlerinnen, und seien sie auch noch so gefeiert, hilft man unserm Adel nicht auf die Beine.“

(Fortsetzung folgt.)



Timofej Sudojess, der Schreiber aus dem Proviantamt, zog seinen Uniformrock zurecht, setzte die Mütze auf und sagte zu dem kleinen, dicken Getreidehändler, der ihn zur Tür begleitete: „Du weißt, Pascha, Bruderherz, ich tu Dir gern einen Gefallen; aber diesmal geht es nicht. Der neue Oberst ist zu streng, er nimmt wirklich nichts!“

Und fassungslos fragte Pawel Semjonow, der Getreidehändler: „Wirklich, er nimmt nichts, gar nichts?“

„Nichts,“ bekräftigte der Schreiber, „nicht einmal viel!“ und dabei schüttelte er den Kopf, um dem Freunde seine Anteilnahme und zugleich die Zwecklosigkeit weiterer Unterhaltungen über diesen Gegenstand anzudeuten. Dann ging er seiner Wege.

Pawel Semjonow schloß die Tür seines Kontors und setzte sich in tiefem Nachdenken vor das Schreibpult. Noch einmal nahm er die Haferlieferungsvorschrift, für die auch er sein Gebot abgegeben hatte, in die Hand. Freilich, 30 000 Pud Hafer waren keine Kleinigkeit. Der Glückliche, der den Auftrag von der Intendantur bekam, hatte für ein paar Jahre ausgelorgt. Aber wie sollte man darauf rechnen, selbst so glücklich zu werden, wenn der maßgebende Herr, der neue Oberst nichts nahm? —

Lange blieb der ehrenwerte Kaufmann Pawel Semjonow vor seinem Tisch sitzen und stützte den Kopf in die Hände, bis er einen Entschluß faßte. Benigstens eine Probe wollte er machen. Freund Timofej, der Schreiber, hatte zwar abgeraten, aber — vielleicht nahm der Oberst doch!

Er ging an den Geldschrank und öffnete ihn.

„Aber vorsichtig, Herzchen, vorsichtig,“ brummte er vor sich hin, „nimmt er, ist es sehr schön — nimmt er nicht, muß man vorsichtig sein!“

Dann zählte er aus dem Schrank dreißig glatte neue Hundertrubelscheine ab und tat das Geld in einen sauberen großen weißen Briefumschlag mit dem Aufdruck der Firma: „Pawel S. Semjonow, Getreide u. Kommissionen engros.“ Was „engros“ war, wußte Herr Pawel Semjonow allerdings selbst nicht, aber der Drucker hatte es hinzugefügt, und es nahm sich sehr gut aus. —

Run zog er den Pelz an, nahm den inhaltreichen Umschlag in die Hand und ging geradewegs die Straßen entlang zu dem großen grauen Gebäude, in der die Intendantur des Armeekorps untergebracht war.

Ein paar Rubelstücke an die postenstehenden Soldaten halfen nach, und bald stand er im Zimmer des Oberst, der hinter einem flachen großen Tisch saß und eifrig schrieb. Pawel Semjonow brachte sein Anliegen vor.

„Wegen der Haferlieferung?“ fragte der Oberst gleichmütig. „Da mußt Du eben Dein Angebot einreichen, wie alle andern auch!“

„Zu dienen, Euer Hochwohlgeboren,“ sagte Semjonow; „das habe ich natürlich schon getan, wenn Euer Gnaden gestatten. Aber ich wollte Euer Gnaden selbst auf meinen Hafer aufmerksam machen. So einen Hafer haben Euer Gnaden noch nicht gesehen!“

„Na ja, und was soll's?“ fragte der Oberst ungeduldig. „Wenn Euer Hochwohlgeboren die Güte hätten, sich zu überzeugen,“ sagte der dicke Getreidehändler und drehte den weißen Briefumschlag in den Händen, „mein Hafer ist . . .“

„Das gibt's nicht, Dummkopf,“ unterbrach ihn der Oberst, „der beste Hafer wird gewählt, und damit Schluss!“

„Ergebensten Dank, Euer Gnaden,“ diente Semjonow; „dann bin ich schon beruhigt, denn mein Hafer ist bestimmt der beste!“ —

Er legte den Brief auf das Pult, nahm seine Pelzmütze, während der Oberst schon längst weiter schrieb, und stolperte zur Tür hinaus. Dann lief er die Treppe hinunter auf die Straße und rannte aus Leibeskräften weiter, bis er im nächsten Polizeibüro verschwand. —

Als die Uhr zwölf schlug, hörte der Oberst mit seiner Arbeit auf und erhob sich. Da fiel sein Blick auf einen großen Brief, der einsam, wie vergessen, auf der Tischkante lag. Er griff danach, riß ihn auf und fand darin 3000 Rubel in Papiergeld. Erstaunt drehte er das Bündel Scheine in seinen Händen, da sah er den Firmenaufdruck: „Pawel S. Semjonow, Getreide u. Kommissionen engros.“

Der Oberst warf das Geld auf den Tisch: „Na warte, Du verdammter Kerl,“ knurrte er, „das also verschaffte mir die Ehre — diese Frechheit werde ich Dir eintränken!“

Er ging an das Telephon und rief den Vorsitzenden des Kriegsgerichts an. Und da seit Kriegsbeginn das Standrecht in der Stadt erklärt war, ging das Verhängnis einen schnellen Weg. Eine Stunde später saß der Kaufmann Semjonow schon in der Zelle des Militärgefängnisses; und wiederum zwei Stunden später trat er, von Gendarmen geführt, in den kleinen Gerichtssaal, wo auf erhöhten Sigen die Kriegsgerichtsräte mit finsternen Mienen saßen. Zur Seite stand der Oberst aus der Intendantur.

Auf die Rede des Anklägers hin, die den Getreidehändler, Kaufmann S. Gilde Pawel Semjonow der versuchten Verführung beschuldigte, machte der Angeklagte ein harmlos erstauntes, ja gekränktes Gesicht.

„Ich, Euer Excellenz,“ sagte er entrüstet, „ich hätte einen Offizier, einen Beamten unseres Varen — den Gott schützen möge — bestechen wollen? — Niemals!“

Der Militärrichter fuhr ihn an: „Angeklagter, wollen Sie etwa leugnen, daß Sie die Absicht hatten, den Herrn Oberst hier zu bestechen?“

Semjonow machte in unendlichem Erstaunen den Mund weit auf: „Ich — ich,“ stotterte er, „ich schwöre bei allen Heiligen, nie hätte ich das gewagt!“

Der Richter wandte sich an den Oberst: „Herr Oberst, wollen Sie die Güte haben und dem Angeklagten selbst den Beweis vorlegen, damit er einsieht, daß sein freches Leugnen nichts hilft!“ —

Der Oberst zog einen weißen Brief aus der Tasche, dem er langsam ein Bündel Rubelscheine entnahm. Pawel Semjonow stieß einen Freudenstrei aus: „Gott sei gelobt, Euer Gnaden, das ist ja mein Geld, mein geliebtes Geld! Euer Hochwohlgeboren selber haben geruht, mein Geld zu finden!“

„Ja,“ sagte der Oberst, „Du frecher Kerl, auf meinem Schreibtisch!“

Semjonow schlug sich mit der Hand vor den Kopf, daß es knallte: „Ich Hiel, ich alter Narr,“ schrie er, „überall habe ich das Geld gesucht, jedes Eckchen in meinem Hause habe ich umgekehrt nach meinen verschwundenen dreitausend Rubeln, zur Polizei bin ich gelaufen, und dabei habe ich es bei Euer Gnaden vergessen!“

Die Richter sahen sich unsicher und erstaunt an.

„Angeklagter, ist das wahr?“ fragte der Vorsitzende.

„So wahr mir Gott helfe und ich ein rechtgläubiger Russe bin,“ antwortete Pawel S. Semjonow feierlich und schlug das Kreuz.

Der Vorsitzende erhob sich.

„Sie wollen der Polizei den Verlust gemeldet haben? Wo denn?“ —

„In meinem Bezirk, Euer Excellenz,“ sagte der Getreidehändler, „auf das Amt in der Profuhnaja bin ich wie ein Verriäter gelaufen und hab' den Verlust angezeigt — so wahr ich rechtgläubig bin!“ —

Der Richter winkte einem der Gendarmen, der zur Tür ging und bald mit dem Bescheid wiederkam, der Herr Polizeikommissar ließe sagen, daß heute früh der Kaufmann Semjonow erschienen sei und das Verschwinden von 3000 Rubel Papiergeld in einem weißen Brief ordnungsgemäß zu Protokoll gegeben habe.

Die Richter steckten die Köpfe zusammen, dann erklärte der Vorsitzende den Angeklagten für freigesprochen.

Zu dem Oberst gewendet sagte er: „Darf ich um das Geld bitten, Herr Oberst, damit ich es dem Kaufmann Semjonow hier aushändigen kann?“

Der Oberst überreichte den Umschlag dem Vorsitzenden, der ein Protokoll diktierte und Pawel Semjonow zum Unterscheiden an den Tisch rief. Dann gab er ihm den Umschlag mit dem Geld und sagte freundlich: „Herr Kaufmann Semjonow, Sie können gehen!“

Und Pawel S. Semjonow ging unter tiefen Verbeugungen zur Tür, die krachend hinter ihm ins Schloß fiel. —

Auf der Straße blieb der Getreidehändler stehen, nahm die Pelzmütze ab und kratzte sich den Kopf: „Da habe ich mich gut aus der Schlinge gezogen,“ dachte er zufrieden, „und sogar mein schönes Geld habe ich gerettet!“

Mit stillem Schmungeln suchte er in den Taschen des Pelzrock, bis er in der Innentasche den Brief fand. Er zog ihn heraus und ließ, halb unbewußt zählend, die Hundertrubelscheine durch die Finger gleiten. Plötzlich blieb er





Das Kommando: „Halt! — Deckt Euch!“ bei der Bedienung der Schiffsgeschütze. Nach einer Photographie von Arthur Renard.



men war, und dann auf die Fenster des Gerichtsgebäudes, hinter denen er eben noch gestanden hatte. Wieder und wieder zählte er das Geld in seinen Händen, schüttelte den Kopf und

Zählen und Sagen half nichts. Denn statt der dreitausend Rubel, die er heute früh aus dem Geldschrank genommen hatte, hielt er nur noch zehn Hundertrubelscheine in der Hand! —

## Gescheitert.

Roman von Viktor Helling.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Egon hat kein Verständnis für meine Kleinigkeiten,“ meinte sie, als Fedor ihr ein Kompliment machte. „Komm nur nicht zu seiner Schwadron! Er soll im Dienst eilig sein. Der kleine Pleßburg hat mir's verraten. Ich habe ihn sehr gern. Ganz Dienst ist Egon. Anfangs bin ich ganz eifersüchtig auf seine Schwadron gewesen. Und dabei tut es ihm gar nicht gut. Er soll sich doch schonen.“

„Nicht ausgeschlossen. Uebrigens ist die Freude auf meiner Seite. Der Abschied von Goldap ist mir ziemlich leicht gefallen. Hier ist man doch endlich mal wieder unter Menschen!“

Gilda lachte immer noch.

„Jedenfalls ist es riesig nett. Und wir haben Dich ja nie wieder seit unserer Hochzeit in Falkitten. Wir haben eine herrliche Hochzeitsreise gemacht — Venedig — Rom! Es war himmlisch. Egon hätte am liebsten seinen Dienst quittiert, so sehr gefiel es uns.“ Ihre Worte übersprudelten sich ordentlich. Sie war ganz Leben, Heiterkeit, Sonne.

„Sie ist ja wonnig!“ konstatierte Fedor im stillen. „Ich danke dem Schöpfer,“ setzte er laut hinzu, „daß mein verehrter Vetter das nicht getan hat. Ich hätte ja sonst nicht das Glück, Euch hier zu treffen.“

„Ich habe ein Zimmer für Dich fertig machen lassen, wir hatten Dich aber erst morgen erwartet. Aber Du bleibst doch gleich hier, nicht wahr?“

„Du bist sehr gütig. Ich ahnte gar nicht, daß Ihr auf mich so fest gerechnet hattet. Vor der Hand wohne ich im „Blauen Storch“.“

„Siedelst aber natürlich umgehend zu uns über,“ sagte der Rittmeister, „bis Du eine standesgemäße Wohnung gefunden hast. Ich habe mich schon umgesehen. Es kommen nur zwei in Frage. Eine liegt ganz in unserer Nähe —“

„Die nehme ich natürlich!“

„Ne, das geht nicht. Das ist die weniger empfehlenswerte. Die andere ist moderner. Die wird Dir mehr gefallen, wie ich Dich kenne. Freilich, 'n bißchen weit draußen. Die hat sich voriges Jahr der arme Felsen bauen lassen. Nichtiggehende kleine Villa. Er ist ja leider Gottes verrückt geworden — gleich in den Glitterwochen. Unheilbar. Die Frau ist nach Berlin gezogen. Sie vermietet jetzt das Haus.“

„Die Aermste!“

„Wir können gleich mal hinfahren. Gilda soll sowieso noch an die Luft. Wie denkst Du, Mausfelsen?“

„Gewiß,“ sagte Gilda. „Du kannst anspannen lassen. Wir essen um sechs, Fedor. Bis dahin sind wir zurück. Die Wohnung hier in der Nähe ist wirklich nicht, wie Du sie brauchst — da hat Egon ausnahmsweise einmal recht —“

„Na, erlaube mal!“

„Ausnahmsweise recht,“ wiederholte sie lachend. „Es hat ein Stabsarzt drin gehaust. Es ist eine ganz verwohnte Etage.“ „Es scheint, daß sich auch darin meine lebenswürdige Kusine um ein Unterkommen für meine Benigkeit gekümmert hat?“

„Aber sehr! Egon versteht das viel weniger, als ich. Ich sagte sofort, Fedor muß die Wohnung von Felsens mieten.“

„Stall und alles ist da,“ ergänzte der Gatte. „Der Hausmann hat den Auftrag von Frau von Felsen, das Haus so schnell wie möglich zu vermieten.“

„Dann wollen wir uns mit dem Tee beeilen. Willst Du unsere Wohnung sehen?“

„Aber gern!“ Fedor Goh von Reichenhausen stand auf. Der Rittmeister klingelte. Er war einen Kopf kleiner als sein Vetter. Er hatte früher sehr gut ausgesehen. Jetzt war er herzleidend. Er mußte sich schonen, hatten ihm die Ärzte gesagt.

Gilda, geborene Gräfin Demmin-Wolmirstadt, führte den Vetter ihres Mannes in die Nebenzimmer. Die beiden hatten sich erst ein einziges Mal — eben zu Gildas Hochzeit auf Schloß Falkitten — gesehen, und doch war es beiden, als wären sie schon längst Vertraute. Sie scherzten wie zwei alte Kameraden, als sie die Zimmer durchschritten, Gilda immer zwei Schritte vor-

aus, alles erklärend, immer sprühend von lustigen Einfällen. Es kam ihr gar nicht darauf an, sich selbst schlecht zu machen. „Dabei ich nicht damals einen fürchterlichen Geschmack entwidelt?“ fragte sie. „So war ich damals, als ich mit Egon die Einkäufe machte.“

Fedor fand alles schön, blieb stehen und bewunderte. Gildas eigenes Zimmer war mit Nippes überladen. Aber es war kein Trödel drunter, das sah er sofort. Das waren nicht die nüchternen und billigen Nippes, die man im Zimmer einer armen Oberstentochter fand. Es war ein kleines Museum; zwar etwas reichlich bunt, aber nicht ohne Geschmack.

„Ihr solltet mal eine hübsche Urlaubsreise unternehmen.“ „Das will er nicht. Er langweilt sich schon auf dem üblichen Sommerurlaub. Keine drei Wochen hält er's ohne seine geliebte Schwadron aus.“

„Offen gestanden — ich bin da etwas anders geraten. Solcher Ehrgeiz liegt mir nicht.“ — Sie lachte.

„Ich glaub's,“ sagte sie. Sie hatte die Teemaschine angezündet. Egon kam mit Zigaretten.

„Du kannst hier ruhig rauchen, Vetter. Gilda raucht selbst.“

„Und wie!“ setzte Gilda hinzu. „Ich finde die Zigarette köstlich!“

„Das hat schon Wilde gesagt. Sie sind der erlesenste Genuß. Sie reizen an und lassen dennoch unbefriedigt.“

„Deshalb hat Gilda neulich fünfzehn Zigaretten an einem Nachmittage geraucht. Es wäre mein Tod — aber sie hört ja nicht.“

Man nahm den Tee. Gilda reichte dem Vetter ihres Gatten die halbgefüllte Tasse. Er dankte ihr mit den Augen. Ihr Blick ging ihm bereits in Herz und Blut. Es war schon im Goldaper Kameradentreise bekannt, daß er schnell Feuer zu fangen pflegte. Er sagte sich stets bei solchen Gelegenheiten, daß er das nun einmal so an sich habe. Was konnte er dafür, daß er so gefühlvoll war? Was ließ sich dagegen sagen, daß er einen so ausgesprochenen Sinn für alle Schönheit auf dieser Erde hatte?

Er lehnte sich behaglich in den Korbstuhl und auf dem weichen, seidenen Kissen zurück. Es war doch geradezu ein Glück, daß er in dieses Nest Neuburg versetzt worden war. So ein angenehmes Nest konnte man sich gefallen lassen.

Egon schob dem Vetter das Rauchzeug hin und nahm in einem gegenüberstehenden hochlehnigen Armessel Platz. Gilda knabberte an den glacierten Früchten. Auf einmal sprang sie auf.

„Männer — ich höre den Wagen. Ich bin sofort fertig. Ihr entschuldigt.“

Die beiden Männer sahen ihr nach, als sie ins Nebenzimmer flatterte.

„Wie ein Schmetterling,“ dachte Fedor, dem zartweißen Spinnengewoge nachblickend.

„Wild? Was?“ meinte der Rittmeister. Er fuhr sich mit seinem Taschentuch über die Stirn, und ohne eine Antwort zu erwarten, fuhr er fort: „Man ist eben ein vielgeplagter Mensch. Und nun gar erst der Dienst.“ Er zog sein Taschenbuch hervor, das ihn in grünem Ledereinband auf allen Wegen unzertrennlich zu begleiten pflegte, und notierte sich ein paar Worte.

„Du mußt mich ein paar Momente entschuldigen, Fedor — aber ich hätte hier beinahe etwas Wichtiges vergessen, was ich unbedingt noch mit meinem Wachtmeister besprechen muß. Du glaubst gar nicht, wie voll ich den Kopf habe — die Musterung steht vor der Tür. Ich habe den ganzen Vormittag Aufstellungen gehabt.“

„Das heißt, Du hast sie selbst angefertigt —“

„Gewiß. Einer muß es doch machen.“

„Ich dachte, Du hättest einen zuverlässigen Kammerunteroffizier. Andere Eskadronchefs, wie zum Beispiel —“

„Menschenskind, zuverlässig! Heutzutage ist auf keinen Menschen mehr Verlaß. Wenn man nicht selber ansieht, wo man nicht bei is — da sollst Du mal erleben, wie das drunter und drüber geht.“



blindwütiger Stommelmann geworden zu sein. Dietrich für unentbehrlich in der Schwadron! Welche Einbildung! Er sah noch Silda vor sich, wie sie eben hinausgeeilt war. Der Gedanke kam ihm, daß diese überprudelnd lustige Frau eigentlich doch gar nicht zu dem Better Egon paßte.

Egon war nie eine besonders ausgeprägte Persönlichkeit gewesen. Höher organisiert war sein Geistesleben nicht. Jedor wunderte sich plötzlich im stillen, daß Silda gerade diesen kühlen, leidenschaftslosen Better zum Manne genommen hatte.

„Wie alt ist Deine Frau eigentlich?“ fragte er.

Der Rittmeister klappte sein Notizbuch zu. „Silda? — Zweiundzwanzig. Ja, ja, mein Junge, — die Zeit vergeht. Als ich um Silda anhielt, war sie kaum achtzehn.“

Der Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren sei.

### 3.

Oberleutnant Bernhard Müllers hatte sich am Nachmittag auf den Weg nach der Wohnung des Regimentsadjutanten gemacht. Der Adjutant, Leutnant Freiherr von Brandenburg, war aber nicht zu sprechen gewesen. So war Müllers, der noch immer Zivil trug, auf die Wohnungssuche gegangen. Herr Goldammer hatte ihm die freien Wohnungen genannt.

Auf gut Glück machte Müllers sich auf den Weg. Das Wetter hatte sich aufgeheitert, vom Wind waren auch die Straßen trocken geworden, und jetzt, in der Nachmittagssonne, sah Neuburg, wie Müllers fand, gar nicht so übel aus. Am Ende einer von einer leeren Straße unterbrochenen, mit einigen Bappeln bestandenen Straße und etwas seitab gelegen lag die kleine weiße Villa, die ihm der Hotelier empfohlen hatte. „von Felsen“ stand auf dem Messingchild. Aber die Villa war leer. Ein Schild wies Mietslustige an den Hausverwalter.

Diese Villa gefiel Müllers auf den ersten Blick, und als ihn der Hausmann nun herumführte, als er die hübschen, hellen Räume und schließlich den modern eingerichteten Stall in Augenschein nahm, stand es bei ihm fest, daß er diese und keine andere Wohnung mieten würde. Das einzige Bedenken, das er hatte, war die Sorge, daß man ihm im Regiment den Luxus würde vorwerfen können, daß er als Junggeselle sich eine derartige Wohnung hielt. Sicherlich gab es in dem neuen Regiment viele, die sich einen derartigen Luxus nicht leisten konnten, und es war ihm peinlich, wenn er in den Verdacht kommen sollte, daß er „aufhaue“.

Der Hausmann erbot sich, sogleich an die Besitzerin in Berlin zu telefonieren. Und eine halbe Stunde später war der Mietkontrakt geschlossen.

Als Bernhard Müllers den Rückweg antrat, sah er in einem Rupee seinen Reisebegleiter Goh von Reichenhausen, einen Herrn in Uniform auf dem Rücksitz und eine Dame an seiner Seite. Es war gut, daß er nicht ahnte, was die Herrschaften in diese Gegend führte, und daß er nicht hörte, was gleich darauf Reichenhausen sagte.

„Vermietet? Ausgeschlossen!“ rief er dem Hausmann zu. „Ich denke, Silda, über dieses Haus verfügt einzig und allein Deine Freundin Asta Felsen.“

„Gewiß. Hier muß ein Irrtum vorliegen. Sie können diese Wohnung nicht so mir nichts Dir nichts an einen fremden Menschen vermieten.“

Der Hausverwalter zuckte die Achseln. „Tut mir leid. Die Wohnung hat bereits Herr Oberleutnant Müllers gemietet.“

„Ich werde sofort an Asta telegraphieren. Du hast doch die Adresse, Egon. Wir dulden das unter keinen Umständen, daß uns dieser landfremde Mensch die Wohnung wegschnappt.“

„Gnädige Frau,“ sagte der Hausmann bestimmt, „daß Sie telegraphieren, dürfte wenig Aussicht auf Erfolg haben — ich habe bereits mit der Frau Baronin in Berlin telefonisch gesprochen und ebenio der Herr Oberleutnant.“

„Aber das ist ja unerhört!“

Der Hausmann kehrte den Dreien den Rücken.

„Komm!“ sagte der Rittmeister und nahm Sildas Arm. „Zu machen ist hier wirklich nichts. Müllers hat die Wohnung gemietet und damit basta. Uebrigens ist sie ja auch recht teuer, Du sparst eine ganze Stange Gold, Fedor, wenn Du nun zu der anderen Wohnung greiffst.“

„Sparen? An der Wohnung? Erlaube, daß ich widerspreche —“, er war der Kusine beim Einsteigen behilflich — „nee, Egon, an der Wohnung, die doch sozusagen 's halbe Leben ist, da soll der Mensch nicht sparen.“

„Könnte immerhin nichts schaden — unter uns gesagt.“

Der Rittmeister blinzelte den jüngeren Better von der Seite

und noch dazu in Gegenwart von Silda! Derartige Anspielungen würde er sich energisch ein für allemal verbitten. Daß er Schulden gehabt hatte, war richtig. Daß sie leidlich hoch gewesen waren, dito. Aber sie waren ja längst so gut wie bezahlt, und der ehrenwerte Better Egon war an der Rangierung völlig unbeteiligt.

Silda merkte die Verstimmung sofort. Sie lenkte das Gespräch auf „diesen Müllers“.

„Bomst du ist der junge Mann also, der sich hier herein-drängt?“

„Ereindrängt ist nicht das richtige Wort,“ sagte der Gatte. „Der Mann ist außerordentlich gut qualifiziert.“

„Ja, ja doch — aber doch eben Müllers!“

„Ja, das ist nun einmal so. Ich habe es Fedor schon gesagt, es paßt mir auch nicht, daß unser Oberst alle möglichen Herrschaften annimmt, aber wenn sie nun einmal da sind, da sind sie eben Regiment, da sind sie die unseren. Das ist meine Ansicht.“

„Die unseren? Das sagst Du, der Standesstolze?“

Egon drehte an seinem Bärtchen. „Versteh' mich doch recht, Mausfelsen —“

Aber sie wollte ihn gar nicht verstehen. „Das liegt alles an diesem furchtbaren Oberst Dürr,“ sagte sie zu dem Better ihres Mannes gewendet. „Der hat überhaupt kein Verständnis für den Adel, der nähme, wenn es nach ihm ginge, Krethi und Plethi an. Du wirst Deine helle Freude an ihm erleben, Fedor. Der Mann stammt natürlich aus Lud und geht für den Kommiß durchs Feuer. Daß Dich beileibe nicht mal in Zivil von ihm erwischen. Dieses Kleidungsstück kennt er überhaupt nicht.“

„Mausfelsen!“ drohte der Rittmeister. „Du übertreibst wieder!“

„Ganz und gar nicht. Ich sage doch, was Ihr alle sagt. Ich versichere Dir, Fedor, dieser Oberst Dürr ist schon soup-conneur, wenn nur vom „Bürgerlichen Gesetzbuch“ die Rede ist, und seine Familie kann es um Himmelswillen nicht vertragen, wenn das Gesprächsthema etwa auf „alte Familien“ kommt.“

„Familie hat er also auch?“ fragte Fedor.

„Freilich. Zwei Töchter. Irene und Pauline heißen die Glückseligen. Sie messen beide eins achtzig. Für tanzfähige Damen eine respectable Länge.“

„Dort kommt ja Charlie Brandenburg — das trifft sich gut!“ rief Frau Silda aus.

„Richtig!“ Der Rittmeister ließ halten.

Brandenburg kam sofort heran und küßte Silda die Hand.

„Erlauben Sie, lieber Charlie, daß ich Ihnen meinen Better vorstelle? — Unser leichtbeschwingter Adjutant!“

„Außerordentlich erfreut!“ Die beiden Herren schüttelten sich die Hand. „Sie sind uns herzlich willkommen, wir hatten Sie gar nicht so schnell erwartet. Sie nehmen wohl noch Urlaub?“

„Ich habe eigentlich die Absicht, gleich ganz der Frühe zu sein. Mein Schneider hat in fabelhafter Geschwindigkeit die neuen Uniformen hergestellt. Sie sehen mich bereits morgen früh bei meiner Meldung.“

„Wird uns eine Ehre sein. Notabene gleichzeitig mit Ihnen ist ein Artillerist in Neuburg gelandet. Der junge Mann hat mich soeben aus dem tiefsten Nachmittagschlaf aufstören wollen. Der Herr heißt —“

„Müllers!“

Aus einem Munde riefen es Silda und Fedor. Jetzt lachten alle vier, sogar der Rittmeister stimmte mit ein. Herr von Brandenburg bekam ausführlich die Geschichte mit dem Vech der neuen Wohnung zu hören. Sildas Worte überprudelten sich förmlich. Sie flocht ungeniert Ausdrücke der Empörung über diese „Hindigkeit“ des „gewissen Herrn Müllers“ ein. Brandenburg zuckte die Achseln. Er war mehr belustigt von dieser Angelegenheit. Vielleicht ließe sich auf gütlichem Wege, meinte er, etwas ausrichten. Man könne ja den Versuch machen, Herrn Müllers —

Aber dagegen protestierten die beiden Bettern Reichenhausen. — „Gänzlich ausgeschlossen,“ sagte der Rittmeister.

„Und bitten und betteln nun gleich gar nicht! Ich werfe mich Gott sei Dank nicht weg,“ erklärte der Oberleutnant. Im stillen hatte er sich schon mit der Angelegenheit abgefunden. Erstens war er von Goldap her gar nicht mit einer Wohnung verwöhnt und zweitens — die andere Wohnung, die in Frage kam, lag in unmittelbarer Nähe der Villa des Rittmarshausener Betters. Sein Blick streifte unwillkürlich das Gesichtchen seiner schönen Kusine.

(Fortsetzung folgt.)



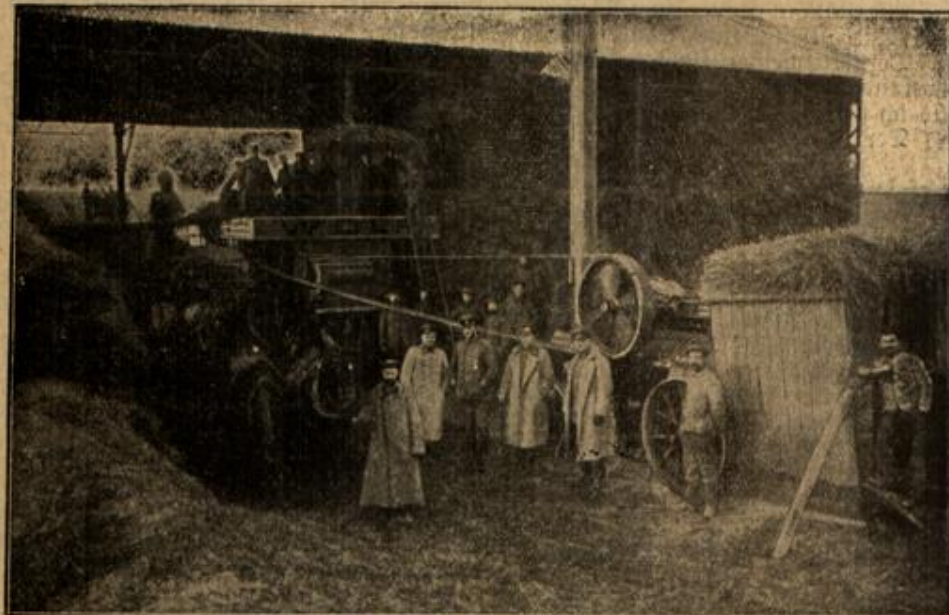
Wie sind alte gute Stopfen auszubessern? Wenn sich ein mög-  
lichst unsichtbar ausgeführtes Stopfen nicht mehr erfolgreich durch-  
führen läßt, plättet man unter die schadhaften, zuvor mit gelöster  
weißer Gelatine befeuchteten Stellen Lüllstückchen in der Art und  
Farbe des Spigamentgrundes.

Leppiche, in denen die Wotten mit ihrer Brut scheinbar unau-  
srotbar wohnen, sind doch noch zu retten, wenn man sie, von links  
mit recht heißem Wasser, dem auf ein Liter zwei Löffel voll Salzwasser  
zugegeben sind, abwäscht und ebenfalls links mit heißem Eisen  
überplättet.

Hoffmannstropfen sind nur wenige Wochen aufzubewahren —  
mit feststehendem Stopfen — später zerfallen sie sich und verlieren  
ihre Kraft.



Generalleutnant Rosch,  
der nach der „Winterchlacht in Masuren“  
den Orden Pour le mérite erhielt.



Deutsche Dampfdreschmaschine in Feindesland.  
Die abgebildete Dreschmaschine gehört zu den zahlreichen von der Heeresleitung aus Deutsch-  
land bezogenen Maschinen, um das Getreide in den besetzten Gebieten nutzbar zu machen.



Die überschwemmten englischen Schützengräben in Flandern. (Nach einer englischen Zeichnung.)  
Die Kämpfe um den Iserkanal sind besonders deswegen schwierig, weil in den Schützengräben oft das Wasser bis an die Knöchel reicht.  
Wir sehen auf unserem Bilde, wie in einem dieser Schützengräben, in der sogen. „nassen Ede“, die englischen Truppen bemüht sind, durch  
Auspumpen und Ausschöpfen des Wassers Herr zu werden. Aber hier ist jede Mühe umsonst, denn das Grundwasser bringt sofort nach.